

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2010

Literaturbetrieb und Verlagswesen
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (München) Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Pormann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2010
16. Jahrgang

Literaturbetrieb und Verlagswesen
im Vormärz

herausgegeben von
Christian Liedtke

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2011
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-858-6
www.aisthesis.de

Sandra Markewitz (Bielefeld)

Die Sprache der Anderen

Fanny Lewalds *Jenny*, das Eigene und das Fremde:
eine sprachkritische Lektüre mit Bacons Idolenlehre

...das dem Diskursiven entgegengesetzte Prinzip solcher [Hölderlinscher Korrespondenzen, seiner Neigung, Zeiten durcheinander zu schütteln, S.M.] Assoziation mahnt an die Reihung grammatischer Glieder. Beides hat Dichtung der Zone des Wahnsinns abgezwungen, in der die Gedankenflucht ebenso gedeiht wie die Bereitschaft Schizophrener, ein jegliches Reales als Zeichen eines Verborgenen zu sehen, mit Bedeutung zu laden.

Adorno, *Parataxis*

Fanny Lewalds Sprache ist auf der Suche. Nach einem Idiom brüchiger, aber unzweifelhafter Evidenz, das verspricht, in der sogenannten Realität ankommen und von ihr sprechen zu können. Als Frau und Jüdin, 1811 in Königsberg geboren, vermittelten ihr die Zeitläufte eine Sicht auf das sprachliche Ausdrucksvermögen, die früh begriff, daß mit den legitimierten Ausdrucksmitteln ein Selbsta Ausdruck nicht gelingen würde. Ihr Selbst, das der Kreuzungspunkt von Zuschreibungen war, die den Allgemeinbegriffen, unter die ihre Existenz geordnet wurde, nicht freundlich gesonnen waren, konnte sich, wie Wittgenstein es in einem anderen Zusammenhang sagt, „nicht in sie finden“¹.

Das Findenkönnen ist dem Seindürfen verwandt; wo die kulturelle Überformung das Einzelphänomen nur als Bejahung seiner strukturgebenden Funktionen zuläßt, schließt sich das persönliche Detail von den Ausdrucksmitteln ab, in denen es zu sich kommen könnte. Daß Detailerkennntnis nicht mehr Naherkennntnis ist, sondern das Detail den Betrachter gleichsam blind anschaut, läßt sich auf die Möglichkeit übertragen, den Lebensentwurf der Dichterin des Vormärz zu beschreiben: Fanny Lewalds Roman *Jenny* (1843/1872) kann von seiner Protagonistin nicht bruchlos reden, weil die sprachliche Ausdrucksform ihre Brüche dem Verständigungszweck unter-

1 Wittgenstein, Ludwig. *Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-16, Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe, Band 1. 5. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989. S. 568 (PU „II“).

ordnet. Sprachliche Kommunikation, die erscheint, hängt dem Störungsfreien an; die unvermeidlichen Mißverständnisse und Fehldeutungen der Sprachbenutzer scheinen zu den gelingenden Kommunikationssituationen nur als Ausnahmen zugelassen zu sein. In diese Situation hinein versucht die Vormärz-Autorin zu sprechen. Ihre Worte suchen einen Ort, den es nicht gibt, den sie schreibend konstituieren muß und doch in dem Wissen, daß keine Reaktionen des etablierten Gefüges ihr freundlich antworten werden. In doppelter Außenseiterposition, als Frau und Jüdin, hängen an ihrer Sprache Wünsche: nach Festigkeit des Ausdrucks, dem Gehörtwerden, dem Blick, der versteht.

Nicht zufällig wird der Roman *Jenny* mit einer Szene „im Spätherbst des Jahres 1832 nach dem Theater“² aufgeblendet; die Möglichkeit, in theatraler Inszenierung neue Seiten des Lebens in einem sicheren, eingeführten Kontext zu zeigen, weist voraus auf die Figuren des Romans, die sich, unsicherer, in der Sprache zeigen werden und festgefügte Kontexte der Entstehung sprachlicher Bedeutung gerade verneinen müssen.

Das gewöhnliche Reden über den Theaterbesuch und die konventionelle Huldigung der Schönheit einer Sängerin, deren gesellschaftlich prekäre Stellung ihre Anziehungskraft wie üblich erhöht, stößt bald an die Grenze gesellschaftlicher Zuschreibungen, die die Geste des Kunsturteils nachdrücklich an einen legitimierten Status im sozialen Ganzen binden:

„Apropos von Judengasse, lieber Ferdinand!“ fiel der Vetter, ein geborner [!] Engländer und erst seit wenig Tagen in dieser Stadt, dem Sprechenden ins Wort, „wer war wohl das ganz junge Mädchen in der zweiten Loge rechts von der Bühne? Sie ist offenbar eine Jüdin, aber es ist ein sehr interessantes Gesicht.“ „Ich kenne diese Leute nicht“, antwortete der Gefragte.³

Wenig subtil führt die semantische Spur des Wortes „Jüdin“ zu einer Sprache des Ausschlusses und der Distanzierung. Die Protagonistin sei „offenbar“ eine Jüdin, d.h. ihre unbezweifelte Zugehörigkeit liegt deutlich zutage, doch die Formulierung, ihr Gesicht sei „aber“ interessant, gibt Jennys Ferne von den legitimen Zentren des Interesses zu: Für ein Interesse an ihrem Gesicht muß man sich rechtfertigen. Die Antwort des Gefragten verengt dann

2 Lewald, Fanny. *Jenny*. Hg. Ulrike Helmer. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Ulrike Helmer Verlag, 1993. S. 7.

3 Ebd., S. 7f.

deutlich die anfangs offene Situation, in der ein Interesse sich aussprach, in die Sprache des Vorurteils: Das „Ich kenne diese Leute nicht“ enthält die soziologisch namhaft gemachte Trennung der angeblickten Gegenstände in *us* und *them*; „diese Leute“ sind nicht Gegenstand eines Mitgeföhls, das ‚unser‘ Mitgeföhls wäre, sondern das Andere, mit dem man ganz selbstverständlich nichts zu tun haben will, um die eigene Ordnung nicht zu gefährden. So steht am Beginn von *Jenny* die beiläufige Nennung der grundsätzlichen Ungerechtigkeit: Die anderen dürfen in der Sprache wie der diese sprechenden Gesellschaft nicht mittun, denn diese Sprache ist wiederum, von den Außenseitern aus gesehen, die der Anderen. Der Ausschluß findet in der Exposition des Buches statt; für die jüdischen Protagonisten wie die Heldin Jenny ist er Bedingung, Begleiterscheinung ihrer Existenz, insofern sie gesellschaftlich beschrieben und beschreibbar ist.

Gipfelpunkt und ebenes Gelände der Ungerechtigkeit zugleich zeigen sich in der Sprache. Man kann zurückgehen in eine Zeit, in der die Beherrschung des Anderen Programm wurde, die Unterwerfung der Natur von den vitalen erkennenden Impulsen wegföhrt und sie in überlieferte Vorurteilsstrukturen überföhrt. Ebenso ergeht es den Außenseitergruppen, deren Gruppenstatus eine Lüge ist: Es gibt keine gemeinsamen Merkmale, nur solche, die in einer schlechten Behandlung bestehen, die sich auf alle angenommenen Mitglieder der Gruppe erstreckt.

Wo nahm die Unterwerfung der Natur, als deren Teil „Frauen“ und „Juden“ gesehen wurden, ihren Anfang? Es gibt die große Markierung Bacon. Philosophisch bannte er die mannigfaltige Natur in den menschlichen Nutzzusammenhang; wer sich untertan macht, was ihn hervor gebracht hat, verneint den eigenen Ursprung (den Ursprung zu nennen schon dazu föhrt sich begrifflich von ihm abzusetzen). Im *Novum Organon* ging es nicht nur darum, die Wissenschaften zu erneuern, sondern das Sprechen selbst, in dem die Wissenschaft scheinbar mühelos zu sich selbst fand – es war der instrumentale Charakter des Wortes, der, wie in Platons *Kratylos*, zählte – einer Untersuchung zu unterziehen, in der die Fallen der Sprache, ihre falschen Konkretionen und räumlich unbefragten Situierungen, benannt wurden: die Lehre von den Idolen. Die *idola*, Trugbilder einer zu selbstverständlichen Sprachverwendung im Banne des Glaubens an den sprachlichen Mittelstatus, halten den menschlichen Verstand (der noch nicht in seiner Qualität als Phantasma aufscheint) gefangen:

Die Idole und falschen Begriffe, welche vom menschlichen Verstand schon Besitz ergriffen haben und tief in ihm wurzeln, halten den Geist der Menschen nicht nur in der Weise in Beschlag, daß der Wahrheit nur mit Mühe ein Zugang offensteht; sondern auch dort, wo der Zugang gegeben und bewilligt worden ist, werden jene selbst bei der Erneuerung der Wissenschaften wiederum auftauchen als eine rechte Last, wenn die Menschen nicht, vor ihnen gewarnt, sich gegen sie nach Möglichkeit schützen.⁴

Die *Warnung* vor den sprachlichen Trugbildern, den Trugbildern der Sprache, weist die Menschen hin auf die Fallstricke in ihren eigenen Ausdrucksvermögen. Die Nähe des sprachlichen Ausdrucks zur Sphäre von Ungerechtigkeit und Ressentiment liegt in den sprachlich uneindeutigen Ausdrucksmitteln selbst: sie sind nicht, was sie versprechen. Wie die Sprache vor sich flieht, indem sie sich ausspricht, wenn Wunsch und Unerfüllbarkeit zusammentreffen, ist der „Zugang“, der der Erkenntnis offensteht, gefährdet. Die Idole sind „eine rechte Last“, man wird nicht froh mit ihnen, sie bedrohen den Kommunikationsvorgang und zwingen den Menschen in eine Schutzanordnung. Welche Idole unterscheidet Bacon?

Vier Arten von solchen Idolen halten den menschlichen Geist gefangen. Ich habe sie der besseren Darstellung wegen mit Namen versehen: die erste Art soll als Idol des Stammes bezeichnet werden; die zweite als Idol der Höhle; die dritte als Idol des Marktes; die vierte als Idol des Theaters.⁵

Bacons Einteilung segmentiert das Untersuchungsfeld in überschaubare Elemente. Entsprechend der Konzentration auf die Trugbilder sprachlichen Ausdrucks im engeren Sinne, im Blick auf eine unausweichliche, mit anderen geteilte Kommunikationssituation, ist besonders die dritte Teilgruppe der Idole von Interesse: die *Idola Fori*. Als Idole des Marktes sprechen sie von dem Ort, an dem Verständigung idealiter, schon räumlich begünstigt, stattfindet: Alle reden im Blick auf den Konsensus, der die Meinungen berücksichtigt, jeden sprechen läßt, Kommunikation zum Fest der Freien und Gleichen werden läßt. Sie enthält ein Versprechen auf Gemeinsamkeit und kommt auch daher: „Es gibt auch Idole infolge des engen Beieinanderseins und der Gemeinschaft des menschlichen Geschlechtes; [...] Die Menschen

4 Vgl. Bacon, Francis. *Neues Organon*. Hg. Wolfgang Krohn. Teilband 1. Lateinisch-Deutsch. Hamburg: Meiner, 1990. S. 100f.

5 Ebd., S. 101.

gesellen sich nämlich mittels der Sprache zueinander; aber die Worte werden den Dingen nach Auffassung der Menge beigeordnet.“⁶

Die „Auffassung der Menge“ prägt nicht nur die signifizierenden Prozesse; zugleich entspringen die ästhetischen Artefakte einem ursprünglich malignen, irreführenden Zuordnungsgeschehen: „Daher knebelt die schlechte und törichte Zuordnung der Worte den Geist auf merkwürdige Art und Weise. [...] die Worte tun dem Verstand offensichtlich Gewalt an und verwirren alles. Sie verführen die Menschen zu leeren und zahllosen Streitigkeiten und Erdichtungen.“⁷ Der Verstand muß sich vor den Worten schützen. Die Worte der Kunst sind Ergebnis der falschen Zuordnungen, der Verstand als Passivum erfährt sich in den Worten verletzt, sie sprechen nicht von ihm, nicht von dem, was er zu wissen imstande ist, sie richten ihn zu. Die „Erdichtungen“ stehen mit den „Streitigkeiten“ auf einer Stufe. Sie sind mithin nicht Ausdruck einer im Rätsel erlösenden Kraft, sondern Zeuge des Unglücks, das die Wörter dem Verstand antun. Nur als Verführungsgeste erscheint die Sprache. Die Verführung der fiktiven Anordnung, wie des literarischen Textes, erscheint als doppelte: Der literarische Text, der zur Abkehr vom nichtfiktional Geglauten verführt, verdankt sich selbst einer grundsätzlichen Verführung, einem Verführtwordensein durch die Sprache. So trägt die Sprache, an Platons Invektiven gegen die Dichter erinnernd, das Siegel der Unwahrheit; wer es öffnet, wer zu reden beginnt, wird den Preis zahlen müssen. Diese grundsätzliche Klärung des Hintergrundes unserer Ausführungen zeigt nicht nur auf die Unsicherheit des Sprachmittels (und die Unsicherheit, die es vermittelt), sondern auf die Notwendigkeit, sprachlichen Ausdruck als Ort zu betrachten, an dem Allianzen geschmiedet werden. Der Machtaspekt ist nicht neu, aber entscheidend, wenn von sprachlichen Äußerungen geredet wird, die gleichsam Relevanzverteilungsanordnungen sind – und den Buchstaben soweit Raum geben, wie ihr Interesse am sprachlichen Austausch als legitim angesehen wird. Vor Bourdieu, Marcuse oder Wittgenstein war Sprache das Feld der Ausdifferenzierung der erlaubten Sozialität. Die Sprache des Vormärz trägt einen auf eine historische Zäsur verweisenden Epochennamen, ist aber in sich heterogen und privilegiert, was die Einheit der Zeit betont, auf die sie sich bezieht, nicht die Widerstände. Lewalds Roman dient damit nicht nur als Beispiel für den Ausdruck des Sprechens von doppelter Außenseiterposition, es erhebt auch

6 Ebd., S. 103.

7 Ebd.

Einspruch gegen die gesellschaftliche Ordnung, indem sich zeigt, daß es gegen diese Ordnung, in der alten Sprache, nicht wirkungsvoll Einspruch erheben kann.

Die Fabel des Romans läßt sich über die Liebespaare beschreiben, die sich darin finden oder finden möchten. Sie möchten sich zusammenfinden noch ohne Sprache; die Vor-Urteile jedoch wirken wie magnetische Aufladungen ihrer Wünsche: das legitime Zentrum stößt sie ab. Die Hauptprotagonistin Jenny paßt äußerlich in ein Klischeebild, dem Schönheit zugleich Merkmal einer Zugehörigkeit ist, die pejorativ beurteilt wird. Damit ist ihr Aussehen nicht Individualausdruck, sondern reifizierende und reifizierte Schein-Evidenz. Sie ist ein Bild geworden und wird von anderen als Bild angesehen. Mehr noch als die Gewohnheit, andere nach wenigen Merkmalen zu klassifizieren und sie an diesen auch zu erkennen, hat das Klischeebild eine dunkle Seite: es zeigt, was andere sehen wollen und zeigt anderes nicht. Wen liebt nun Jenny? Zunächst ist sie Tochter, Mittelpunkt der Wünsche, die noch keine Entscheidung fordern:

Die siebzehnjährige, sehr anziehende, sehr eigenwillige und sehr reiche Jüdin Jenny Meier steht als strahlender Mittelpunkt in einem Kreis von Verehrern: neben dem von Jennys Eltern bereits als Bräutigam betrachteten nachdenklichen Joseph ist da der lebensfrohe Maler Erlau, mit dem Jenny eine ‚sprudelnde Leichtigkeit des Geistes‘ teilt und die Fähigkeit, ‚Scherz und Ernst auf wundersame Weise zu mischen‘. Wie Erlau ist auch Gustav Reinhard von Jennys Ausstrahlung beeindruckt, ein ernsthafter protestantischer Jung-Theologe, der Jenny im Haus ihrer Eltern Unterricht erteilt. Schließlich gibt es noch den sympathischen William Hughes, von dem zitierwütigen Stutzer Steinheim ganz zu schweigen. William, der vermögende junge Engländer, ist [...] allerdings schon verplant: als künftiger Gatte seiner sanftmütigen Cousine Clara Horn, einer Schulfreundin Jennys aus christlichem Hause. Clara aber lernt durch einen Zufall Jennys Bruder, den jüdischen Arzt Eduard Meier, kennen [...] Jenny wird den ebenso armen wie ernsten Protestanten Reinhard erwählen, während ihr ärztlicher Bruder [...] zu deren [Claras, S.M.] Hand und Herzen findet.⁸

Die Sprache der Zusammenfassung ist auch die der Verkürzung. Trotzdem sieht man dem Anfang des Romans zu, wie den Anordnungen von Spielsteinen auf einem Spielfeld. Jenny ist Zentrum dieses Geschehens. Ihre Sprache,

8 Vgl. Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). Nachwort. S. 254-272, S. 257.

die Sprache Fanny Lewalds, hat eine harte, ungelöste Seite; der Erzählton ringt sich gleichsam einem Unrechtsbewußtsein ab. Dies hat Lewald Urteile eingetragen: Die „deutsche George Sand“⁹ habe die Wurzeln „des katholischen Supranaturalismus und eines Deismus“¹⁰ überwunden, dem die französische Dichterin noch anhänge. Bereits in dem gewählten Vergleich liegt ein – üblicher – Ausschluß und eine Verengung des Untersuchungsfeldes: Weibliche Personen wurden mit anderen weiblichen Personen verglichen, sie waren (und sind) dem Vorurteil eigene Art. Daß dies nicht so ist, zeigt die Sensibilität Lewalds sprachlichen Ausdrucksvermögens: Alle Figuren, nicht nur die weiblichen, werden sympathetisch vorgestellt, die geteilte *conditio* ist die gleiche. So hat die Sekundärliteratur auch zu Recht Lewalds Selbstdistanzierung von dem zugeschriebenen Vorbild betont:

So oft auch Personen, welche George Sand und mich in unseren Arbeiten nicht recht gekannt haben müssen, mich mit ihm [Fanny Lewald benutzt absichtlich die männliche Form, um die ganze Dichter-Imago für sich zu reklamieren, nicht nur einen Teil wie in der weiblichen Form, S.M.] zu vergleichen und mich als seinen Nachahmer zu bezeichnen beliebt haben, bin ich dieses letztere doch niemals gewesen und habe es nicht sein können. Dazu waren der Boden, von dem wir beide ausgingen, dazu waren unsere Anlagen und unsere religiösen und sozialen Anschauungen schon viel zu sehr voneinander verschieden. Und wie voll und unbedingt ich seine Meisterschaft auch anerkenne, das Recht, meine Erkenntnis und mein Irren, mein Gelingen und mein Mißlingen mir selbst als mein Eigentum zuzuschreiben, das darf ich nach diesen Bekenntnissen unbedenklich für mich in Anspruch nehmen.¹¹

Die Emphase dieser Absetzung von der zugemuteten Referenzfigur ist notwendig: Es geht darum, den eigenen Ausdruck zu schützen und in der Sprache, die die Sprache der Mehrheiten ist, zu bewahren. Daß kaum jemand dem eigenen Ausdruck glaubt, weil, inmitten der scheinbaren Dringlichkeit von Filiationsverhältnissen, nicht an die Möglichkeit eines eigenen Ausdrucks geglaubt wird. Wer keine eigene Ausdrucksform kennt, der kann sie sich bei

9 Vgl. hierzu Schneider, Gabriele. *Vom Zeitroman zum „stylisierten“ Roman: Die Erzählerin Fanny Lewald*. Frankfurt/M. u.a.: Lang, 1993. S. 11ff.

10 Ebd., S. 11.

11 Lewald, Fanny. *Meine Lebensgeschichte*. 3. Abtheilung, Befreiung und Wanderleben. 2. Theil. Berlin, 1862. S. 152; zitiert bei Schneider, Gabriele. *Vom Zeitroman zum „stylisierten“ Roman* (wie Anm. 9). S. 12.

anderen nicht vorstellen. Besonders die Dichterin, der es dazu um die Reflexion, um die Gedanken, geht, hat sich in den Augen der Menge doppelt zu rechtfertigen: Ihre Stimme ist so eigensinnig, dem Recht auf originellen Ausdruck noch das Recht auf Fiktionalisierung dieses Ausdrucks abzufordern. Die *eigene Stimme* braucht jedoch die anderen, die diese Stimme, aus einem Abstand heraus, zugestehen. So ist Lewalds Werk auch die Verteidigung dieses Abstands, an dem sich, in einer Absetzbewegung, die andere zustimmend vollziehen, das Eigene zeigen kann.

Wie bedroht und unwahrscheinlich es ist, lernen die Protagonisten des Romans *Jenny bald*: Der Moment, in dem eine kontingente Gruppenzugehörigkeit als identitätsstiftend und -behindernd erfahren wird, ist unumkehrbar und erschüttert, wie in der Kant-Krise Kleists zu Zeiten der Romantik, als diesem die Relativität der Erkenntnisvermögen aufging, den Menschen und seine Fähigkeit, sich Bilder zu machen. Selbst- und Fremdbilder sind nun, wie man früher gesagt hätte, in schuldhafter Weise verknüpft. Die Schuld ist nicht die des Einzelnen, sondern die Schuld einer Mehrzahl, sofern sie den Einzelnen sich verpflichten will: Sein Ausdrucksbegehren muß um Erlaubnis fragen. So im Fall Eduard Meiers, Jennys Bruder, der den initiatorischen Moment der Feindseligkeit empfindet, als der zuvor als freundlich empfundene Gruppenkörper ihn abstößt:

Eine starke Fassungsgabe und eine große Regsamkeit des Geistes machten, daß er die meisten seiner Mitschüler überflügelte, und erwarben ihm ebenso die Gunst der Lehrer als eine gewisse Herrschaft über seine Gefährten. Von Liebe und Wohlwollen überall umgeben, schien sein Charakter eine große Offenheit zu gewinnen, und er galt für einen fröhlichen, sorglosen Knaben, bis einst in der Schule der Sohn einer gräflichen Familie, mit dem er sich knabenhaft in Riesenplänen für die Zukunft verlor, bedauernd gegen ihn äußerte: ‚Armer Meier, dir hilft ja all dein Lernen nichts, du kannst ja doch nichts werden, weil du nur ein Jude bist.¹²

Es ist, bezeichnenderweise, nicht der Mund eines Feindes, der sich hier äußert, der Mund eines Freundes spricht Selbstverständliches bedauernd aus. Daß Unrecht selbstverständlich wird, gründet in solchen Sprechakten – nicht von den erklärten Feinden, schon von den Freunden kommen die Äußerungen, die den zum Anderen und mit Rechten nicht Belehnten stempeln, der einer Gruppe angehören soll, die es nur im Vorurteil gibt. Lewald hat den

12 Lewald, Fanny. *Jenny* (wie Anm. 2). S. 21.

Mechanismus der Ausgrenzung sehr gut beschrieben: Nicht der Feind, der Freund teilt das Ungeheuerliche, den legitimen Ausschluß des Gleichen, wie etwas Gewöhnliches mit. Daß Eduard dann von der Schule genommen wird, seine Wünsche sich nur noch als adaptive Präferenzen artikulieren können, ist *vieux jeu*. So und nicht anders verfährt die Gesellschaft; als Quasi-Subjekt delegiert sie die Artikulation des Ausschlusses an ihre schwachen Glieder. Daß Freund und Feind sich vermischen, ist vielleicht das deutlichste Merkmal der Ausschluß-Sprache: Man kann nicht mehr vertrauen, alles wird zum Zeichen.

Die erste Erschütterung hat sich in die Sprache geschrieben. Es ist der Moment, in dem die Zuschreibung, jemand gehöre nicht dazu, sich nicht mehr maskiert. Daß es für diesen Moment, in dem die Zuschreibung einer Gruppenzugehörigkeit ein individuelles Ausdrucksverlangen für immer in ihre Bahnen lenkt, keinen Namen gibt, ist nur folgerichtig: Man spricht nicht von dem Unrecht des Ausschlusses, weil er gerade besagt, nicht mehr sprechen zu dürfen. Was bleibt, sind die erlaubten Sätze unter dem Einfluß der Trugbilder des Marktes. Nicht man selbst spricht, vom „Ich“ ganz zu schweigen, sondern eingeschliffene Sitte, *mores*, schlechte Gepflogenheit. Lewald perspektiviert ihren Roman mit der Szene des Ausschlusses von Jennys Bruder Eduard, da dieser ein Muster ist für den Umgang mit den Außenseitern. Die Schriftstellerin, die sieht, wie Jennys Wünsche und ihre Umwelt zusammentreffen, sieht zugleich das strukturelle Moment der Ungerechtigkeit: So geht man mit denen um, die nicht dazugehören, diese besetzen fortan eine wenig privilegierte Stelle im System sprachlicher Beglaubigung – diese ist nun nicht mehr interdependent. Die anderen, das große, sich nun entfernende Bild, werden die Beglaubigungen der Außenseiterfiguren nicht mehr glauben. Diese haben nicht zu definieren, zu beglaubigen, zu erlauben, ihr Status ist der, Zuschreibungen empfangen zu müssen. Nicht zuletzt ist es die aktive Rolle der Heldin Jenny, die ihre Entscheidungen für Menschen, wie unmerklich, prägt. Ihre Reaktionen wollen Handlung, *actio*, sein und das gegebene Vorurteilsgefüge läßt sie als solche nicht zu.

Worin liegt, neben Anderem, der Grund für die Ausschluß-Bereitschaft, die Bereitschaft, Einzelne als Gruppenzugehörige von den legitimen Verteilungswegen kommunikativer Kompetenz auszuschließen? Was beläßt wiederum die kommunikative Performanz in dieser Kompetenz, die als Vermögen, das sich de facto nicht in Sprechakten individuiert, nicht gefährlich werden kann? Bei Bacon heißt es:

Der menschliche Geist setzt vermöge seiner Natur leichthin in den Dingen eine größere Ordnung und Gleichförmigkeit voraus, als er darin findet; und obgleich vieles in der Natur einzeln und voller Ungleichheit ist, so fügt der Verstand dennoch Gleichlaufendes, Übereinstimmendes und Bezügliches hinzu, was es in Wirklichkeit nicht gibt. [...] Und diese Torheit waltet nicht nur in den dogmatischen Lehrsätzen, sondern auch in den einfachen Begriffen.¹³

Was „der Mensch“ erwartet, ist die Ordnung als gleichsam regulatives Ideal; auch das (aus weltlichen Vollzügen nur allzu bekannte) Ungeordnete werde vom „Geist“ in eine Ordnungsbeziehung gesetzt. Die Einzelheiten der Natur weichen zurück vor dem normierenden Eingriff der *adequatio*; der Verstand „fügt Bezügliches hinzu“ heißt: Er, der zum Quasi-Subjekt Gemachte, beansprucht, in der Mitte der Bezogenheiten zu stehen und auch dort Bezogenheiten zu sehen, wo das einzelne Phänomen die Orientierung an den kontextsichernden Bezugsformen irritiert und, nach Maßgabe seiner innovativen Kraft, irritieren muß. Auch die „einfachen Begriffe“, die mit den alltäglichen Praktiken und Sprachverwendungsformen zusammenzufallen scheinen, kennen diese Krankheit des Als-Ob: Der konjunktivische Raum (in dem vieles, wenn nicht alles, möglich scheint) bedeutet nicht nur das Versprechen auf Freiheit, sondern sichert in den Weltbezügen, die Kohärenz für sich fordern, das Unrecht, von Evidenzerzeugung auszuschließen. Sprache ist so der Körper, der imstande ist, Zustimmung zu erzwingen von denen, die unter das negative Verdikt des Quasi-Subjekts fallen; *the powers that induce us to agree*¹⁴ sind jene, von denen wir nicht wegstreben, wenn es darum geht, Freiheitsmomente in der Sprache namhaft zu machen. Der Moment des fraglosen Ausschlusses, der den Betroffenen wie eine Naturtatsache mitgeteilt wird, hat sie fortan in den Kommunikationen aufgehoben, in dem Sinn der Hegelschen Mehrfachbedeutung, die besagt, eine Meinung sei von nun an wertlos, bedeutungsvoll höchstens in den engen Zirkeln der Ausgeschlossenen, zweite Münze, vom eigentlichen Bedeutungstausch unter wohlwollenden Blicken der sogenannten Allgemeinheit (All-Gemeinheit) getrennt.

Der Bogen zu *Jenny*: Ihre Sprache ist auch die der Konvention. Wie die Autorin Lewald in einem Gespräch nach dem Theater die Figuren die Frage von Musik *oder* Wort aufwerfen läßt (und Jennys Absage an die, die das

13 Bacon, Francis. Neues Organon (wie Anm. 4). S. 106f.

14 Vgl. Boudon, Raymond. *The Art of Self-Persuasion. The Social Explanation of False Beliefs*. Oxford: Polity Press, 1997. S 3ff.

musikalische Surplus nicht verstehen wollen lautet: „*Who is not moved with rapture on sweet sounds, is fit for treason, stratagem (!) and spoil, let him not be trusted*“¹⁵), so ist die musikalische Berücksichtigung Freiheitsort jenseits der Worte. *Rapture*, das Hingerissensein im Verlangen nach dem Schönen, gerät zum Schibboleth derjenigen, die vor den falschen harmonisierenden Wünschen nach Bezugsglück und Kohärenzideal in der Sprache sich erkennen müssen, da sie grundsätzlich nicht gemeint sind: ihre Singularität wird ihnen in fortgesetzten Akten genommen, bevor sie sich konstituieren konnte. So spielt Lewald mit den Sujets der leichten Unterhaltung vor dem Hintergrund der ernstesten Einordnungsfrage. Auch Jenny kannte den Moment des Ausschlusses, in dem ihr in stillem Rückzug bewußt wurde, welche Blicke sie fortan treffen würden. „Da hatte Clara ihr unter Tränen erklärt, sie dürfe nicht, weil Jennys Eltern Juden wären und ihre Eltern diesen Umgang niemals gestatten würden. Jenny wurde glühend rot, sprach aber kein Wort und gab nur schweigend der weinenden Clara die Hand.“¹⁶

Nicht zufällig bewirkt das Ereignis des Ausschlusses den Rückzug aus der Sprache. Nur schweigend nimmt Jenny die Botschaft, sie gehöre nicht dazu, auf; wieder kommt sie nicht von einem erklärten Feind. Auch, daß die Ausschluß-Erlebnisse an die Wohlmeinenden delegiert werden, macht ihre Gefahr aus, die die Gefahr des Selbstverständlichen ist: hier wehrt man sich zunächst nicht, man schweigt. Die Protagonistin wird aus der Schule genommen, wie ihr Bruder Eduard von den großen Zukunftsplänen Abschied nehmen mußte, nun ist alles kleine Münze (als ob selbst das Gesetz des Ökonomismus die Außenseiter abweisen würde, die er nur in invertierter Verstärkung zuläßt¹⁷), adaptive Präferenz, der zweite Wunsch vor dem ersten. So tötet der Verlust der eigenen Sprache, wenigstens des Eindrucks, es gebe eine, auch die Bilder ab, die jemand von sich selbst haben kann. Wenn Sprachdominanz auf Bildangst verweist¹⁸, beschneidet der Ausschluß aus der legitimen Rede auch jene Kapazität zur Imagination, die den Aus-

15 Lewald, Fanny. *Jenny* (wie Anm. 2). S. 34.

16 Lewald, Fanny. *Jenny* (wie Anm. 2). S. 26f.

17 Vgl. Schößler, Franziska. *Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola. Figurationen des Anderen 1*. Bielefeld: Aisthesis, 2009.

18 Bredekamp, Horst. „Wider die Bildangst der Sprachdominanz“. *Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache. Zur Sprachlichkeit des Menschen*. Hg. Markus Messling/Ute Tintelmann. München: Wilhelm Fink, 2009. S. 51-68.

schluß nicht kompensieren, aber erträglicher machen könnte. Das religiöse ‚Du sollst Dir kein Bildnis machen‘ trifft die in der Sprache nicht Gewollten doppelt: Sie können sich nicht vorstellen, was sie im heiligen Bezirk retten könnte, und sie können selbst nicht solche Bilder machen, die ihren Platz in der Welt durch die eigene Annahme neuer Bezüglichkeiten erweiterten. Daß dies nur eine scheinhafte Erweiterung wäre, steht auf einem anderen Blatt; auch die Erlösungen durch die Teilhabe an der legitimen Sprache sind scheinhaft, sind Idole im Banne eines eindimensionalen Kohärenzideals. Die Trugbilder, die mit Bacon aus einer erzwungenen Gemeinschaftlichkeit kommen, bringen ständig neue Trugbilder hervor. In diese hinein schneidet das Wahrheitsverlangen wie das nach Gerechtigkeit; wenn die großen Worte hohl klingen, liegt das nicht nur an der Entzauberungsqualität alltäglicher Kommunikationen auf kleiner Stufe, sondern daran, daß die Ränder der idealisierenden Substantive ausfransen wie ein altes Stück Stoff: Diese Materialität (Reifizierungsglück) wird im Gebrauch gleichsam zur Qualität des Verbuns beschnitten, sie wird in Tätigkeiten ausgesetzt, in denen sich das substantivisch Implizierte beweist. Die alte Letztbegründungsabsicht wird schon bei Bacon, wie nebenbei, angegriffen, vor der Pose kritischer Modernität, die zertrümmern will, die als zertrümmert sieht, was sich schon lange zuvor sprachlich nicht halten konnte.¹⁹ Der dialogische Mensch²⁰ (Celan,

19 Vgl. Bacon, Francis. *Neues Organon* (wie Anm. 4). S. 109: „Der menschliche Verstand ist ständig im Gleiten, er vermag nicht stille zu stehen oder zu ruhen, sondern er strebt vorwärts; aber vergeblich. Daher ist es undenkbar, daß es etwas Letztes und Äußerstes in der Welt gibt, sondern immer ist man notwendigerweise gezwungen anzunehmen, daß es noch etwas darüber hinaus gibt.“ Dem prozessualen Charakter des Verstandes ordnet sich eine sanfte Resignation zu; die Vergeblichkeit des Fortschreitens verneint den Fortschritt, wie sie gerade den Blick für Transzendenz öffnet: es gebe noch etwas „darüber hinaus“.

20 Vgl. Hagège, Claude. *Der dialogische Mensch. Sprache, Weltbild, Gesellschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1987: Interessanterweise befaßt sich der Autor auch mit der obengenannten Differenz von Substantiv und Verbum; er befindet: „Der Gebrauch, den die Sprachen von der Welt machen, tritt am deutlichsten in der Beziehung zwischen Verb und Substantiv zutage. Eine alte Kontroverse trennt diejenigen, die dem Verb Priorität einräumen, von denen, die das Substantiv bevorzugen: Die Anhänger des Verbs rivalisieren mit den Anhängern des Substantivs!“ (S. 137f.) Tätigkeits- und Substanzaspekt sprachlicher Benennung rivalisieren darum, wie das Leben zu sehen sei. „Die Sprachen“ sind nun kein Quasi-Subjekt und machen keinen „Gebrauch von der Welt“ (das

Buber, Mandelstam) vergißt oft, daß sein Dialog, sofern er Dialog mit dem Anderen ist, diesen Anderen im Dialog normativ beschneidet. Die normierende Funktion des Dialogs wird oft übersehen, sein normativer Impetus zugunsten der Gleichsetzung von Dialog und Verständigung vergessen. Die Beschreibung von Situationen des Ausschlusses erinnert daran, daß diese dialogisch stattfinden, der Rahmen der Verständigung läßt gewöhnlich zu, was ihn sprengt.

Die Liebessituationen, die den Roman strukturieren, sind selbst Ort der Kritik. Die Hausfrau des christlichen Hauses hätte eine Liebe ihrer Tochter Clara zu Jennys Bruder Eduard als „Naturverirrung“²¹ angesehen, die Natur weist im Vorurteil den wieder ab, dem er im Vorurteil zugeordnet wurde. So sind die persönlichen Beziehungen Schauplatz von Aushandlungen von Freiheitsmomenten in einer Gemeinschaft; daß sie kaum je als solche sichtbar werden, sondern gleichsam verborgene Potenz bleiben, entspricht den Schranken, die Religion und Verhältnisse zwischen den jungen Leuten errichten. Wenn der evangelische Hauslehrer Reinhard, der Jenny liebt wie sie ihn (obwohl es nicht ausgesprochen wurde), Jenny in bewegtem Augenblick bei ihrem Vetter findet, der ihren Konversionswunsch auf ihre Neigung zu Reinhard zurückführt, erweist sich die religiöse Schranke als Spiegel und Ausdruck der Trennungen, in die die Menschen, mit Bacon, nicht einwilligen möchten, da ihre sprachlichen Ausdrücke ihnen eine Gemeinschaftlichkeit nahelegen und von diesem Wunsch herkommen, die in den tatsächlichen Verhältnissen nicht erreicht werden kann. *Ordinem et aequalitatem in rebus*, Ordnung und Gleichförmigkeit in den Dingen²², gibt es als Eindruck nur, indem anderes auf den Dingen lastet und seine Vorurteile wie in eine Wachstafel prägt. Nicht also wie etwa in der Stendhalschen Vorstellung der Liebe

wäre eine Auffassung im Banne des substantivischen Denkens), vielmehr fallen Sprache und Welt im Erfahrungsmodus zusammen. Was ist, ist nicht nur, weil es beschrieben ist, was beschrieben ist, ist nicht nur beschreibbar, weil es eine konstante dinghafte Referenzgröße gibt. Auch die Modernen als Anhänger des Verbs zu sehen, birgt eine Verkürzung: was einem zustößt, rapture, fancy, rêverie, öffnet Raum und Blick einem nachmetaphysisch Transzendenten, das gleichsam der eigenen (schockhaften) Erfahrung entstammte – „Erfahrung“ ist dann gerade nicht Einübung in Weltkenntnis.

21 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 60.

22 Bacon, Francis. Neues Organon (wie Anm. 4). S. 104.

als Kristallisationsgeschehen²³ vermag sich diese zu bilden; gerade das überlieferte Unrecht, das sich als Gewohnheit maskiert, bestimmt die Ausdrucksformen des Verlangens, das immer mit dem Muster des legitimen Verlangens verglichen wird. An den Unterschieden konturiert sich das Begehren, hier hält es sich fest, hier werden ihm bedeutungskonstitutive Grenzen gesetzt, die es umso heller sichtbar werden lassen.

Wie die Sprache als Quasi-Subjekt die Unterwerfung derer fordert, die die Sprache benutzen, nur benutzen (es ist gleichsam der legitime Preis), weiß die Liebessituation mehr, da sie eigene Sprachen hat. Barthes spricht von der *sternenfernen Welt*; sie ist entwirklicht, man spricht sie „nur mit Mühe“²⁴ aus, im Roman ist diese Entwirklichung der Welt durch die Erscheinung des Liebesobjekts (sein Erschienen sein) Bedingung einer Sprache, die sich bei aller Beschreibung scheinbarer propositionaler Finitismen selber sucht.

Es gibt ein Gleichnis in Lewalds Roman: Die Blumen im Treibhaus sind bunt, auch exotisch, eine Farbenpracht im Winter, mithin ist es nicht ihr richtiger Ort:

„Glauben Sie denn, daß ich diese Treibhäuser und Treibhauspflanzen liebe?“ fragte Eduard lebhaft. „Es liegt etwas Unnatürliches in der Farbenpracht und dem Duft dieser erkünstelten Vegetation, das mich ebenso unangenehm berührt als die Bewegung der freien Tiere in den engen Käfigen einer Menagerie. Für mich ist alles Geschaffene nur schön an dem Ort, für den es geschaffen ward. Ich vermag es zu bewundern, wo ich es finde, aber es freut mich nicht, sobald man es von seinem Platze entfernt...“²⁵

Das von seinem Platz entfernte Blühende ist in seiner Vitalität von den Praktiken getrennt, die sonst seine vitale Kraft verbürgten. In der Sprache gilt dies auch: Adorno machte die Fremdwörter als Außenseiter der Sprache deutlich (sie werden verantwortlich gemacht für ein Nichtverstehen):

Der frühe Drang zu den Wörtern aus der Fremde ähnelt dem zu ausländischen, womöglich exotischen Mädchen; es lockt eine Art Exogamie der Sprache, die aus dem Umkreis des Immergleichen, dem Bann dessen, was man

23 Stendhal. *Über die Liebe (De l'Amour)*. Aus dem Französischen und mit einer Einführung von Walter Hoyer. Frankfurt/M.: Insel, 1975.

24 Barthes, Roland. *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Übersetzt von Hans Horst Henschen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988. S. 90.

25 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 77.

ohnehin ist und kennt, heraus möchte. Fremdwörter ließen damals erröten, wie die Nennung eines verschwiegenen geliebten Namens.²⁶

Der geliebte Name ist der, der noch nicht genannt, noch nicht in Praxen seiner Bestätigung eingelassen wurde, eine Benennung im Potentialis, die noch nicht fest-stellt. Drei Aspekte lassen sich am Treibhaus-Bild veranschaulichen: Erstens die Korrelation der Besetzung einer individuellen Raumstelle und legitimer Sprache, zweitens das Versprechen des Ungewohnten im Gewöhnlichen auf ein anderes Leben und drittens die Schwierigkeit, im Selbstaussdruck dem Exotismus nicht zu verfallen, der einem zugeschrieben wird. Noch die wohlmeinende Nennung des „exotischen Mädchens“ ist aufgeladen mit sprachlich niedergelegten Vor-Urteilen, von denen Adorno nicht sprechen wollte. Das Beispiel des Exotismus (es soll ein geläufiges sein) zeigt, wie die Wörter der Sprache ihre Konnotationen in die Kontexte mitnehmen, in denen sie eine andere Rolle spielen sollen; das entwurzelte Volk, die zur Gruppe homogenisierten unterschiedlichen Einzelnen, tragen den Exotismus mit sich, von dem andere nichts wissen wollen. So teilt ihre Erscheinung das Nichterwünschte mit. Eduards Ablehnung der Treibhauspflanzen begreift sie als ver-trieben. Ohne das Beispiel überstrapazieren zu wollen, ist das, was an unzeitigem Ort hervortreibt, doch das Bedrohte. Auch hierin liegt ein Punkt der Ablehnung der künstlich gezogenen Pflanzen durch Eduard: Der Exotismus (von dem er weiß, daß er ein falscher Eindruck ist) haftet auch an ihm.

Doch einstweilen verlangt der gesellschaftliche Körper, dessen Zwangscharakter auch aus seiner Quasi-Subjektivität herrührt, den, wie ich sagen möchte, *Antilarmoyanznachweis*: das paradoxe Einwilligen in den Spott der anderen, ihre Geringschätzung, den Hohn. So ist selbst der scheinbar Aufgeklärte unangenehm berührt durch das, was er für unangemessene Klage hält, die auf Mitleid abziele, nicht auf Veränderung:

Auch William war der Schluß der Unterhaltung peinlich geworden. ‚Es ist schade‘, sagte er, als jener sich entfernt hatte, ‚daß man mit Eduard so gar vorsichtig sein muß, weil man nur zu leicht die Saite seines Gemütes berührt, die ewig in Klage-tönen erklingt, in Dissonanzen, für die es nun einmal noch keine Auflösung gibt. Oft tut es mir leid; aber man ist nicht immer dazu geneigt,

26 Adorno, Theodor W. „Wörter aus der Fremde“. *Noten zur Literatur*. 4. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989. S. 216-232, S. 218.

über unabänderliche Verhältnisse zu sprechen und Teil an ihnen zu nehmen; man will nicht immer Mitleid haben.²⁷

Das ist der Dreh, der die Dinge ver-rückt und die Menschen verrückt macht; ganz alltäglich. Nicht immer Mitleid haben zu wollen, verbietet das Recht der Unterdrückten auf Klage, überhaupt auf Artikulation des Unrechts. Damit ist ein vitaler Kern der Leiderfahrung, der Antrieb zu Überwindung und Änderung sein kann, absichtsvoll distanziert; das Nichtbenannte wird keinen Anspruch auf Bedeutung mehr machen. Daß es so zum zweiten Mal getötet wird (das Unrecht verdoppelt), wird in Kauf genommen. Gerade die Freunde wollen ihren Freundeseindruck nicht stören lassen, wollen ruhig leben in einem Als-Ob des Gelingens und der Güte. Der Schmerz derer, die zu Außenseitern gemacht werden (als solche behandelt werden), hat hier keinen Platz. ‚Frau‘ und ‚Jude‘ zu sein, versetzt in ein Unrecht, das so strukturell ist, wie es gerne übersehen wird. Nur wenige können es, nach schönender Sozialisation, in der das Verachtete wie selbstverständlich Objekt der Witze wird, noch bemerken.²⁸ Die Figuren in Lewalds Roman sprechen von einem Wissen des Ausschlusses, das bis in die Gegenwart reicht, durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts.

Das Versprechen auf ein anderes Leben schwindet als Vorstellung in dem Maße, in dem schon die Fragen nach dem Ursprung der Sprache national konnotiert sind. Herder etwa koppelt das Bewußtwerden eigener Identität an die erlebnisstiftende gemeinsame Sprache²⁹ – was Bacon Idol, Trugbild ist, wird im 18. Jahrhundert zur Forderung nationaler Sitte erhoben. Daß diese Erhebung Schein ist, d.h. die Kräfte, nach denen sich die Sprache bildete, ab initio vom Unrecht sowohl nichts wußten als auch es vorbereiteten, ist in der Sprache, die gesprochen und in literarischen Texten verwendet wird, einbegriffen; die Sprache wendet sich gegen jene, die sie verwenden, *als gehörten sie dazu*. Die ausschließende Kraft der Sprache läuft als Erkenntnis mit, wenn in scheinbar objektiver Weise von „Vorurteile[n] als Bedin-

27 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 80.

28 Eine der wenigen, aus doppelter Leid-Perspektive: Klüger, Ruth. *unterwegs verloren. Erinnerungen*. Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2008.

29 Vgl. Kremer, Arndt. *Deutsche Juden – deutsche Sprache. Jüdische und jüdenfeindliche Sprachkonzepte und -konflikte 1893-1933*. Berlin: De Gruyter, 2007. S. 40ff.

gung des Verstehens³⁰ gesprochen wird. Die „Diskreditierung des Begriffes Vorurteil durch die Aufklärung“³¹ hatte einen guten Grund. Sie ging nicht auf das grundsätzliche Verlustiggehen von Autorität und Tradition, sondern auf Autorität und Tradition, insofern sie auch das Unrecht gegenüber willkürlich als solchen begriffenen Gruppen tradierten: Das *Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen*³² war nie unschuldig, es hatte Bedingungen. Die ausschließende Rede in Vor-Urteilen kann nur „ins Positive wenden“³³ wollen, wer selbst nicht betroffen ist. Der Umdeutungswunsch entspringt dem sicheren Bewußtsein, von der Ungerechtigkeit nicht gemeint zu sein. So fehlt hier gerade jene Empathie und Sensibilität den Phänomenen gegenüber, die dem reifizierten ‚Überlieferungszusammenhang‘ großzügig entgegengebracht wird. Was aber überliefert wird, ist auch positive (im Sinne von: gegebener) Ausgrenzung; wer sie wiederum ins Positive wenden will, schafft ein Negatives. Mit diesem ist weiter zu operieren; die aufklärerischen Schritte abwenden zu wollen, kann nur denen einfallen, deren relative Freiheit nicht in Gefahr ist. So trifft Gadamers Versöhnungsauftrag die Leiden der Sprache nicht (analog zu Goethes Wort über die Farben als „Taten des Lichts und Leiden“ kann man von „Taten und Leiden“ in der Sprache sprechen). Daß die Auslegung (griech. *hermeneuein*) als privilegierter Zugang zur Sprache sich nicht ohne Einbußen privilegieren läßt, zeigt das Sprechen der Philosophen an. Den obengenannten dritten Punkt, der sich an Lewalds Gleichnis des Treibhauses verdeutlichen läßt, selbst dem Exotismus nicht zu verfallen, der einem als scheinbar legitimer Selbsta Ausdruck nahegelegt wird, hat, in deutlicher Weise, Otto Weininger erfüllt. *Geschlecht und Charakter* (1903) ist das Werk, das als Begleitung unzeitigen und unerwünschten Ausdrucksbegehrens gelten kann. Es zeigt philosophische Rede als Selbst-Haß-Rede. Einer nimmt die Vor-Urteile ganz ernst, bis zum Tod dessen, der mit den Vorurteilen nicht leben konnte, weil er sie ernst nahm. Es ist nicht nur das böse Ressentiment gegen das Fremde, das man sein soll, auch wenn man nur lebt. Hier wirkten die Zuschreibungen ganz. Daß so ein Leben nicht

30 Gadamer, Hans-Georg. *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 3. Aufl. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1972. S. 261ff.

31 Ebd., S. 261.

32 Ebd., S. 275.

33 Ebd., S. 261.

möglich ist, liegt auf der Hand; das Unsterblichkeitsbedürfnis³⁴, das so viele zum Überlieferungsgeschehen in ein enges Verhältnis treten läßt, spricht er sich, im Chor mit den Stimmen der Anderen, ab. Wittgenstein sagte zu Recht (der selbst die Stimmen anderer bezüglich seiner ‚drei Viertel jüdischen‘ ‚Herkunft‘ zeitweilig allzu ernstnahm), man müsse vor Weiningers Buch ein Negationszeichen setzen, dann lese man es richtig. Diese logische Operation wird nicht getan. Stattdessen lenkt die Positivität der Attacken, die die Vor-Urteile ganz ernstnehmen, von einer Positivität ab, die Gegenwelt und Gegenwart sein könnte: Die ausgeschlossenen Gruppen, die keine Gruppenqualität haben, wissen, daß sie sind wie alle Welt. Die Aufklärung, aufklärerische Bestrebungen aufgeben wollen, kann nur, wer sie nicht braucht. Das *cui bono?* verhält nicht.

Die hermeneutische Befriedigungsrede, gegen die die kühle Pragmatik der analytischen Philosophie zuweilen erholsam anmutet, gibt nämlich, anders als die analytische Themenrede, vor, etwas über die menschliche *conditio* zu wissen und gibt es nicht *nur* vor. Weiningers Selbst-Ausschluß-Dezision bleibt den Hermeneutikern fremd; ihr Herkommen weiß, was man wissen darf und soll, aber wenig von dem Motto Hilde Domins, das sagt: „Ein Messer trifft oft am Herzen vorbei / Nicht das Wort.“³⁵

Auffällig an den Situationen des Ausschlusses und der Distanzierung, die die Protagonisten erleben, ist deren Verankerung in epistemologischen Gegebenheiten, die von weither dem menschlichen Verstand eine Glättungs-, Einordnungs- und Harmonisierungstendenz beilegen, die, in ihren totalisierenden Aspekten, das Unrecht erwartbar macht:

Der menschliche Verstand zieht in das, was einmal sein Wohlgefallen erregt hat – sei es, weil es so überliefert und geglaubt worden ist, sei es, weil es anziehend ist –, auch alles andere mit hinein, damit es jenes bestätige und mit ihm übereinstimme. Und wenn auch die Bedeutung und Anzahl der entgegengesetzten Fälle größer ist, so beachtet er sie nicht, oder verachtet sie, schafft sie durch Haarspalterei beiseite und verwirft sie, nicht ohne schwerwiegendes und verderbliches Vorurteil, nur damit dadurch das Ansehen jener alten fehlerhaften Beziehungen unangetastet bleibe.³⁶

34 Weininger, Otto. *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. 5. Aufl. Wien und Leipzig: Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung, 1905. S. 145-181.

35 Motto von: Kremer, Arndt. *Deutsche Juden – deutsche Sprache* (wie Anm. 29).

36 Bacon, Francis. *Neues Organon* (wie Anm. 4). S. 107.

Die „alten fehlerhaften Beziehungen“ sind es, die den *sensus communis* tragen. Sie zu verletzen, ist ein Tabu. Wie ein falscher Eindruck von Gemeinschaftlichkeit zu den Idolen des Marktes führte, trägt die Geschichte selbst, deren Idealisierung zur gelingenden *narratio* dazu führt, die große Erzählung auf Kosten der Außenseiter zu glätten, eine Tendenz in sich, die letztlich auf den Künstler und seine Artefakte produktionsästhetisch einwirkt: „Der Künstler muß seinen Maßstab aus sich schöpfen. Er stellt sich damit heraus und negiert das Gesellschaftliche, das ihn gleichwohl trägt.“³⁷ Wie der Maßstab nicht original sein kann, kann die Idee, einen Maßstab zu besitzen, nicht ohne den gesellschaftlichen Körper gedacht werden. In Bezug auf die Frage der Vorurteilsstrukturen, die die sprachlichen Akteure dazu bringen, Gegenbeispiele zu ihren liebsten *doxa* zu ignorieren, dehnt sich das individuelle Versagen vor den Lockungen des Vorurteils zu einer allgemeinen Diagnose: „...einem tieferliegenden Zwiespalt, der das Dilemma markiert: *der Spannung zwischen humanistischem Ideal und Terror*. Sie offenbart ihr genuin tragisches Moment.“³⁸ Was Bacon neu war und den selbstverständlichen Gebrauch der sprachlichen Zeichen zugunsten der Erkenntnis der Idolfunktionen durchschnitt, ist dem modernen Künstler zur Bedingung seiner Produktion geworden. Das Tragische ist ein Spannungsmoment auf den Höhen künstlerischer Hervorbringung (hier bei Joseph Beuys). Das sprachliche Kunstwerk operiert mit dem alten, fehlerhaften, vorurteilsbeladenen Material.

Fanny Lewald situiert sich in diesem Raum. Ihre doppelte Aufgabe, emanzipatorisch zu wirken als „Frau“ und „Jüdin“, hatte nur das alte Sprachmaterial zur Verfügung, in das die Träume von Ganzheit und Widerspruchslosigkeit eingegangen waren. Diese machten die Möglichkeit unkenntlich, durch Sprache abzubilden, was sich zeigt, was nicht oder nicht so sehr in Idolfunktion stand, daß es aus einem unbewußten Ruhewunsch heraus mit den Sprechweisen des Unrechts paktierte. Das Wissen, daß es (nicht immer) „genügt [...] daß wir an unser Ziel gelangen; es kommt wesentlich darauf an, wie wir es erreichen“³⁹, prägt auch die Wege der Emanzipation. Das Wie vor dem Was verhindert die Verbindungen, Clara, die Tochter des christlichen Hauses und Eduard, Jennys Bruder, können nicht heiraten, solange ihre

37 Mersch, Dieter. *Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002. S. 276.

38 Ebd.

39 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 87.

Konfessionen verschieden sind; eine Erkundigung Eduards wird abschlägig beschieden. So spiegelt die Unmöglichkeit der Verbindung auf persönlicher Ebene die Unmöglichkeit, an den geschätzten Symbolen teilzuhaben; nicht zuletzt die symbolische Welt verweigert jenen den Eintritt in ihre gemeinschaftlich erhaltenen Konstruktionen, deren Reales das angreift, was, in den Augen der Menge, einmal ein „Wohlgefallen erregt hat“ (Bacon). Die Sprache, solange man deiktisch auf sie als Gegenstand zeigt, mit bestimmtem Artikel, ist so ausgestellt, wie ihre Geheimnisse schwinden. Die Abwehr emanzipatorischer Bewegungen rührt auch daher, daß das Geheimnis der Sprache in ihnen zu verschwinden droht; es war mit Gewalt und Ausgrenzung verschwistert. So konnte Gadamer in seiner Nachzeichnung der Verstrickung Diltheys in den Historismus⁴⁰ selbst diesen Verstrickungen anheimfallen; die Verabsolutierung der deutenden Geste war gewohnt, aufzuschließen, was andere verbargen, setzte ins Gebilde ein, was diese als widerständige Momente dem unifizierenden Überlieferungszusammenhang entgegenstellten.

Das Motto von *Wahrheit und Methode*⁴¹ verlängert den Gemeinschaftsaspekt, der bei Bacon als Idol „infolge des engen Beieinanderseins“ benannt war. Indem der konkrete (literarische) Text das Festhalten am Gemeinschaftsideal durch die Gegenwart von Fehlurteilen, Verstrickungen und Vorurteils-

40 Steinmann, Michael. „Auf dem Weg zu einer modernen Epistemologie. Diltheys Verstrickungen in die Aporien des Historismus; Überwindung der erkenntnistheoretischen Fragestellung durch die phänomenologische Forschung (GW I, 222-269)“. *Hans Georg Gadamer: Wahrheit und Methode*. Hg. Günter Figal. Berlin: Akademie Verlag, 2007. S. 87-103.

41 Gadamer, Hans Georg. *Wahrheit und Methode* (wie Anm. 30): „Solange du Selbstgeworfenes fängst, ist alles / Geschicklichkeit und läßlicher Gewinn; / erst wenn du plötzlich Fänger wirst des Balles, / den eine ewige Mitspielerin / dir zuwarf, deiner Mitte, in genau / gekanntem Schwung, in einem jener Bögen / aus Gottes großem Brückenbau: / erst dann ist Fangen-können ein Vermögen, / nicht deines, einer Welt. R.M. Rilke“. Das Festhalten an der Fiktion des „Selbstgeworfenen“, das es schon damals nicht war, überbetont den Gemeinschaftsaspekt, unter dem menschliches Ausdrucksvermögen gesehen werden kann. Spielen und Mitspielen werden aus der Autorität von „Gottes großem Brückenbau“ hergeleitet; das „Vermögen“ des Fangens, des Mittuns im Kommunikationsspiel, braucht die anderen. Die widerständige Ausdrucksnuance will den Ball nicht mehr fangen, oder, wo sie ihn hält, nicht mehr dem zurückgeben, der ihn warf.

los negiert, läßt er die Orientierung an einer unhinterfragten, wie unbewußt zum Schutz gesuchten Gemeinschaftlichkeit als eigenes Trugbild erkennbar werden: Die Menge will, was sie erhält. Die Elemente der Macht, das „Urteilen und Aburteilen“, sind mit ihren versöhnlichen Komponenten scheinbar verbunden; „Die Macht der Verzeihung“ und „Gnade“ haben jedoch nur begrenzte Geltung, sie sind Andidot nur in numerischer Beschränkung: „Es ist nicht Sitte, mehr als eine bestimmte, beschränkte Zahl von Verurteilten zu begnadigen.“⁴² Gemeinschaft als Ideal kann in Masse kippen. Dann sichert sie nicht mehr idealiter Verständigung als Beieinandersein, sondern stellt Ansprüche, die gleichsam aus ihrer inneren Struktur zu kommen scheinen: sie unterwirft. Wie der Massenkörper Forderungen stellt, die zu seiner Aufrechterhaltung beitragen, ist er die böse Kehrseite des Gemeinschaftsideals. In dieser Doppelstruktur von Gemeinschaft, die in ihrer geläufigen Verkehrsform als Masse ex negativo noch einmal gedacht wird, liegen die Gefahren des Trugbildes des Marktes offen zutage: die Masse hetzt, flüchtet oder verbietet⁴³, sie kehrt auch um.⁴⁴ Diese Fähigkeit, dargestellt an den Massen der Französischen Revolution⁴⁵, gibt es auch auf der Ebene der Zeichen. Ihre Umschlägigkeit, aus der Bedeutung entsteht, vermag das Gefühl zu irritieren, nichts ändere sich über lange Zeit an einem Unrecht. Gemeinschaft als *Masse* jedoch *zeigt ihr Idolgesicht*; lebensweltliche Erfahrung denkt sich in Bahnen der Gemeinschaft, die sie doch abweist, die Gemeinschaft wird als Masse erkennbar. Dieser Massencharakter des kommunikativen Gefüges, in dem die Gewalttätigkeit seiner Ziele deutlich wird, wirkt auf die Sprache ein. Ziele, sofern es nicht Ziele einer Masse sind, sondern utopisch aufgeladene Sehnsüchte einer exkludierten Mehrheit, die als Minderheit betrachtet wird, können nicht verfolgt werden. Der Aktivitäts- und Tätigkeitsmythos, der dem modernen Menschen ein techné-Bewußtsein zum Vorbild gab, das keine dianoethische Geste des Denkens über das Denken mehr kannte, prägt die Handlungsverläufe noch wo sie passiv bleiben müssen: Die Verbote, von denen der nichtemanzipierte Außenseiter sich umstellt sieht, verlangen Assimilation als Unterwerfung, ohne sie zerbricht das, was man noch wollen konnte, an gleichsam isolierter Stelle; man bekommt nicht mehr den zweifelhaften Trost erzwungener Konversion.

42 Canetti, Elias. *Masse und Macht*. Hamburg: Claassen Verlag, 1984. S. 343.

43 Ebd., S. 50ff.

44 Ebd., S. 61ff.

45 Ebd.

Fanny Lewald hat in ihrer Lebensgeschichte ihren Konversionswunsch, dem, noch als Fanny Marcus, die Tat folgte, als „Vergehen vor sich selbst“⁴⁶ bezeichnet; hier schwand ein Selbstverhältnis in die Meinung der Vielen. Wo die Gemeinschaftlichkeit soweit Ideal ist, als sie ihre Schattenseite als Fügung erzwingende Masse verbirgt, läßt sich eine Unentscheidbarkeit nicht länger verleugnen:

Beharrliche und scharfsinnige Geister nämlich können ihre Betrachtungen festlegen und bei den feinsten Unterschieden verweilen und verharren. Erhabene und schlußfolgernde Geister aber erkennen auch die feinsten und allgemeinsten Ähnlichkeiten unter den Dingen und stellen sie zusammen. Beide Arten der Geister aber fallen leicht ins Extrem, indem sie nach graduellen Unterschieden der Dinge, freilich oft auch nach Schatten greifen.⁴⁷

Die „graduellen Unterschiede der Dinge“, die „Schatten“ sein können (*gradus rerum aut umbras*), sind der eigentliche Reichtum des Sprechens in aestheticis. Hier ist das unentscheidbare Feld zwischen Differenz- und Ähnlichkeitskriterium; hier wehren sich die Dinge, an denen man Grade feststellen will, indem sie Schatten werden. Die Schattenqualität der materialen Ausprägungen von Gegenständen der Betrachtung (als symbolische Materialität, die in Erkenntnisprozessen darin besteht, sich zu dem zu verdichten, worauf die *intentio auctoris* gerichtet ist) sichert den Raum dichterischer Imagination. Sprachkritisch macht Bacon einen mahnenden Punkt dort, wo die getrennten Sphären, durch Differenz-, bzw. Ähnlichkeitskriterium bestimmt, sich in der Betrachtung gradueller Unterschiede der Dinge vermischen. Die betonte Einheit der Herangehensweisen und Getrenntheit der Sphären von Ähnlichkeit und Differenz jedoch ist selbst totalitär. Es ist, als wolle Bacon, der die Gefahr des überhöhten Gemeinschaftsideals sah, sprachlich zu trügen, die Ordnung, die durch die Annahme einer Gemeinschaftlichkeit nicht gegeben wurde, in der Trennung zwischen Kategorien, die Herangehensweisen an Gegenstände bestimmen, wieder befestigen. Wo es heißt: Ähnlichkeit *oder* Unterscheidung (keine Grauzonen), ist die Gewaltförmigkeit der den Vielen übertragenen Dezision in den kriterialen Modus einer Untersuchung verlegt: Ähnlichkeit oder Verschiedenheit, *tertium non datur*. Gerade in diesen Grauzonen der Verständigung aber ist Wandel, ist Emanzipation

46 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). Nachwort. S. 266.

47 Bacon, Francis. Neues Organon (wie Anm. 4). S. 117.

möglich. Sie sind das noch nicht oder unterbestimmte, das, was sich dem Wandel nicht verschließt, da es selbst im Wandel begriffen ist.

Das Fremde als Fremdes scheint in einem Bild nicht auf: In Jennys Elternhaus werden lebende Bilder, *tableaux vivantes*, gezeigt. Über der Betrachtung des Ursprungsbildes, das dem lebenden Bild als Vorbild dient, kommt es zu einem, solchermaßen ekphrastisch initiierten, Gespräch über Vor- und Abbild, das Eigene und das Fremde:

„Gewiß habe ich recht. Ich hatte, als ich in dem Katalog der Ausstellung „Trauernde Juden“ von Bendemann las, eine rechte Herzensfreude. Ich liebe die Juden; sie sind nicht mehr das, was sie vor tausend Jahren gewesen sein mögen, aber es ist noch Originalität, Rasse in ihnen, und darum sind sie für den Maler interessant. Nun dachte ich, wenn ein Jude den Mut hat, Juden zu malen, wenn dieser Jude Bendemann ist, da muß es ein Stück Arbeit werden, das Hand und Fuß hat. Ich dachte, er würde sich köstliche Gestalten, üppige Weiber mit Flammenaugen gewählt haben – nicht doch! So weit reicht sein Mut nicht. Er nimmt ein Sujet aus dem Judentume, aber er tauft seine Juden samt und sonders, er übersetzt sie fein säuberlich ins Düsseldorfsche, und nun sitzen die deutschen Männer und Weibsen und sehen, so hübsch sie sind, doch nur aus wie Düsseldorfer Gärtner, denen die Raupen den Kohl aufgefressen haben.“⁴⁸

Die derbe Sprache trägt ihren Gegenstand, nachdem er – getauftes – Sujet des Malers wurde, zum zweiten Mal in die Unähnlichkeit. Die Kritik des wohlmeinenden Malers – hier werden Brüche des Ähnlichkeitsgebotes am wenigsten verziehen – ist aufgeladen mit Ressentiment und Herabneigung. „Die Juden“ haben als Liebesobjekt zur Verfügung zu stehen, haben Sujet künstlerischer Produktion aus der Ferne ungerührter Bewunderung zu sein, werden als Gruppe „geliebt“, die sie, wie „die Frauen“, nicht sind. Das Bezwingende der Kritik ist, daß sie scheinbar aus einem Wohlwollen kommt; indes läßt sie das Fremde fremd sein und will es so bewahren, um es besser zum Eigenen zu machen. Aus der bedeutungsstiftenden Differenz erwächst das Unrecht, auf Ähnlichkeit zu verpflichten. Bildkonstanz, die durch den Maler gebrochen wird – er zeichnet die Außenseiter so, daß sie nicht mehr als solche erkennbar sind und relativiert das (auch positive) Vorurteil – bringt das Eigene in Gefahr. Der Satz: „Fremdes erreicht man nur, wenn man von ihm ausgeht, und man geht nur von ihm aus, wenn es uns vorweg angeht,

48 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 96.

beunruhigt, im Eigenen trifft⁴⁹, benennt das zentrale Problem: Vom Fremden ‚auszugehen‘, wird durch jene *doxa*, Idole, Vorurteile erschwert, in denen sich ein Subjekt auch konstituiert. Das Fremde, das „im Eigenen“ treffe, muß immer noch fremd (gleichsam mit festen Rändern) sein; es lebt an der Grenze, die den Gegensatz zwischen Eigenem und Fremden in der Sprache bewahren möchte. Vor diesem Hintergrund ist der Vorwurf, ein jüdischer Maler male Figuren, die nicht jüdisch aussähen, ein Ausdruck nicht zuletzt eines epistemologischen Vorurteils: Das Wahrgenommene wird auf jene Kohärenz verpflichtet, die die Vorstellungen von diesem in geordneten Bahnen hält. Den Begriff unversehrt zu erhalten, ist die Kehrseite der Kritik am Bild; diskursiv verlangt der Kritiker Eindeutigkeit und Zuordbarkeit des im Bild Sichtbaren, der Bild-Charakter ist gleichsam nicht frei, sondern stets gerahmt. Der Rahmen aber beläßt die Figuren nicht nur in den gegebenen Kontexten des spezifischen Bildes, sondern orientiert die Arbeit an den innerbildlichen Sujets an den normierenden Kontexten außerhalb des Rahmens. Lewalds Beispiel zeigt die Rede über Fremdes und Eigenes als Rahmen-Diskurs.⁵⁰ Die rahmenden Elemente (mit Simmel: Körper, der eine Seele umgibt⁵¹) wirken auf das Dargestellte nicht nur insofern ein, als sie das im Bild Dargestellte befestigen und kraft einer Grenze mit Bedeutung versehen, sie gehen auch über in die Vorstellungen der Betrachter vom Bildsujet: Das Eigene will sich in dem finden, was durch den beruhigenden Rahmen ins Bild gebannt ist, dazu kann es nicht das Fremde sein. Die Orientierung an Ähnlichkeit hat also, als Prämisse der Bildkonstitution, die von Goodman u.a. produktiv in Zweifel gezogen wurde, einen Grund in ihrem identitätsstiftenden Charakter, der von der Kunst nichts mehr weiß, dem selbst die fiktive Figur in einem fiktiven Gebilde nicht entkommen kann. Implizit hat Lewald in der verhinderten Lobrede auf eine Außenseitergruppe, die als Rede aus der Liebe ein Recht herleitet, das Unähnliche (die falschen Modelle des Malers) zu kritisieren, weil es dem Klischeebild fern ist, ihr eige-

49 Waldenfels, Bernhard. *Idiome des Denkens. Deutsch-Französische Gedankengänge II*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2005. S. 246.

50 Vgl. Ganz, David (Hg.). *Rahmen-Diskurse. Kultbilder im konfessionellen Zeitalter*. Berlin: Reimer, 2004 und Wagner-Egelhaaf, Martina. „Rahmen-Geschichten. Ansichten eines kulturellen Dispositivs“. *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 82/1 (2008): S. 112-148.

51 Simmel, Georg. „Der Bildrahmen. Ein ästhetischer Versuch“. *Soziologische Ästhetik*. Hg. Klaus Lichtblau. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998. S. 111-117.

nes Hauptproblem thematisiert: Das Eigene wird fremd, wenn andere es in dieser Fremdheit halten wollen und die rahmenden Vorurteile und deren wenig sanften Zwangscharakter in deren positiver Form nicht aufgeben. Der Konflikt zwischen Individualausdruck und sprachlicher Überformung des Individuums (ein schöner Traum bürgerlicher Autonomiebestrebungen) kann nicht gelöst werden. Beide, das Ich (der Maler, der in Lewalds Roman aufgrund zugelassener ‚Unähnlichkeit‘ gerügt wird) und die Sprache (der andere Maler, der sich aufgrund geteilter Profession die wohlwollende Kritik herausnimmt) stehen in Dissonanz. Es ist ein Merkmal der späteren Zeit, des beginnenden 20. Jahrhunderts, in der Dissonanz neue Ordnungen zu finden, gleichwohl sind diese Ordnungen wieder auf eine frühere Ganzheit (etwa musikalischen Ausdrucks) als normierenden Ausdruck bezogen. Der Rahmen begrenzt neben dem Bildsujet die ekphrastische Beschreibung, sie wird zur Rechtfertigungsrede des Dargestellten, das, in den Augen der Welt, anders hätte sein müssen.

Wie die Rede von der Ethik (der Schock des Unähnlichen, das verweigerter Abbild hat eine ethische Bewandnis) am „Rätsel der Anderen“⁵² vorbeigehen kann, wenn sie allein auf ethische Tat geht, ist dieses Rätsel in einer Sprache, die meint, Ethik in dieser Sprache *sagen* zu können, schlecht aufgehoben. Die Anderen als Rätsel zu sehen, kann im Fall der unfreiwilligen Außenseiter heißen, ihr Anderssein zu potenzieren, da sie im Vorurteil schon Rätsel sind und noch einmal Rätsel werden. Letzteres ist die Ferne, die aus einer Achtung kommt. Diese Ferne läßt sich schwer bewahren, wenn Plotstruktur und Handlungsengang jene Wirrungen nahelegen, die aus der Tatsache kommen, daß, in Lewalds Roman, das Andere nicht als Anderes bestehen bleiben kann. Die Hochzeit Jennys mit Reinhard findet nicht statt; er, der sie katholisch machen wollte⁵³, glaubt nicht ihren Schwierigkeiten, zu seiner

52 Mersch, Dieter. „Es gibt allerdings Unausprechliches.“ Wittgensteins Ethik des Zeigens“. *Der Denker als Seiltänzer. Ludwig Wittgenstein über Religion, Mystik und Ethik*. Hg. Ulrich Arnsward/Anja Weiberg. Düsseldorf: Parerga, 2001. S. 133-153, S. 153.

53 Vgl. Thomann Tewarson, Heidi. „Die Aufklärung im jüdischen Denken des 19. Jahrhunderts: Rahel Levin Varnhagen, Ludwig Robert, Ludwig Börne, Eduard Gans, Berthold Auerbach, Fanny Lewald“. *Juden und jüdische Kultur im Vormärz* (Jahrbuch 1998). Redaktion: Horst Denkler, Norbert O. Eke, Hartmut Steinecke und Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis Verlag. S. 17-61, S. 19: „Die Schriften von Moses Mendelssohn, Rahel Levin Varnhagen, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Ludwig Börne, Berthold Auerbach, Fanny Lewald und

Religion überzutreten, mit dem Meineid leben zu müssen, sondern glaubt der Mutter, die aus gekränkter Eitelkeit ihm einen falschen Grund – Zuneigung für einen Anderen – als Grund für Jennys Abschiedsbrief nennt. Epistolarisch werden die Umstände des allgemeinen Unrechts ins schriftliche Bild gesetzt; es erscheint als persönliches Unglück, was in den Gesetzen der Zeit begründet liegt, die Konfession wird zu einem zweiten Liebesbekenntnis. Lewald verabsolutiert die Liebe auch deshalb nicht⁵⁴, weil diese Empfindung für sie mit der Empfindung von Unrecht verschwistert ist. Hier wird nicht zuletzt der konstruktive Charakter der Liebeserfahrung deutlich; sie kann sich nicht ungestört kristallisieren, wenn die Anlagerungen von Glück versprechenden Indizien, die den Geliebten als einmalig ausweisen, sich mit der Unmöglichkeit verbinden, diesem auf legitime Weise anzugehören.

Wenn Lewald also die Konvenienzehe verweigert⁵⁵, probt sie eine Verweigerung der Teilnahme am Symbolischen, die später, auf gleichsam doppelter Symbolisierungsstufe, die Protagonistin Jenny wiederholen wird – das Absehen von der Konversion ist zugleich die Abkehr von den legitimen Zeichen, deren gewalttätiger Charakter unübersehbar wird. Lewald dient nicht zufällig Tendenzen, die „mir Ideal und Religion sind“⁵⁶; *religio*, das ‚Immer wieder Lesen‘ nicht nur des heiligen Textes bereitet die ersehnten politischen

so vieler anderer berichten von persönlichen Beleidigungen, von öffentlichen Beschimpfungen, Drohungen und Gewalttaten, von Zwängen und Einschränkungen, unter denen sie von Kind auf zu leiden hatten. In dieser Bedrängnis muß die Versuchung, dem jüdischen Stigma durch die Taufe zu entkommen, groß gewesen sein. Noch verführerischer aber waren die universellen Grundsätze des rationellen Naturrechts, die unzweideutig Wert und Würde eines jeden Menschen proklamierten und die sich, was noch wichtiger war, in Menschen- und Bürgerrechte umsetzen ließen.“ Nur dem Nichtbetroffenen können die universalisierenden Schritte des aufklärerischen Denkens gefährlich totalitär erscheinen, hier hat es, mit seinen unteilbaren, nicht weichenden Rechtsauffassungen den Status eines Schutzraums, in dem das Besondere nicht preisgegeben, sondern rettend aufgehoben wird.

54 Vgl. Schneider, Gabriele. „Zwischen Reflexion und Realismus: Fanny Lewald und der ‚Roman des Lebens““. *Forum Vormärz Forschung/Literaturkonzepte im Vormärz* (Jahrbuch 2000). Redaktion: Michael Vogt und Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis Verlag. S. 209-229, S. 211.

55 Ebd., S. 209.

56 Vgl. Tebben, Karin. „Erfahrung und politische Intention. Zu Aspekten des jüdischen Selbstverständnisses in Fanny Lewalds Roman *Jenny* (1843)““. *Forum Vor-*

Neuerungen in einer Technik vor. Als Kulturtechnik ist das ‚Lesen‘ bei aller Polyvalenz Phänomen der Akkulturation: Es ist auch das Einwilligen in Zivilisation und Gebräuche der Entzifferung des Symbolischen, die zugleich, auf einer Ebene, die die Frage nach Vermittlung berührt, das Unrecht im Symbolischen festschreibt. Dieses symbolisch festgeschriebene Unrecht, das der Offenheit des symbolisierenden Vorgangs zu spotten scheint, steht mit den Realien in einem interdependenten Verhältnis: Das lebensweltlich in Praktiken aufgeführte Unrecht wirkt auf das symbolisierte Unrecht (und die Art und Weise, es zu symbolisieren) zurück. So ist es kein Zufall, daß Jennys Verbindung mit Reinhard durch Briefe beendet wird, in denen das Mißverstehen beginnt, chronisch zu werden; nach dem Wechsel der Briefe von Jenny (Auflösung) und Reinhard (Bekräftigung der Auflösung durch ein Mißverständnis) erfolgt im Text des Romans eine achtjährige Zäsur. Das ist die lange Zeit, in der die Geschehnisse zur Ruhe kommen müssen, um den Fortgang des Romans aus dem Schweigen heraus zu ermöglichen, das sich wie Schnee über die Geschehnisse gebreitet hat. Und die Sprache? Als symbolisierendes Medium, dessen Symbolisierungen fortwährend irritiert werden (die Dinge wissen, daß die immateriellen Symbolisierungsleistungen nicht alles sind), löst sich ihr das plane Verständnis des Symbolischen auf.

Lewalds schwarzes Haar, auf das die Kinderfrau inkriminierend die Beschimpfungen der feingekleideten Kinder durch die zerlumpten zurückführt⁵⁷, weist den Weg zur Verschiebung der symbolischen Gewalt in den Körper: dessen materiale Vergegenwärtigung nimmt den Haß auf die Anderen, die nicht anders sind, in sich auf, von nun an wird das Kind das *jüdische* Kind sein. Wie der Selbstverlust im Symbolischen auf die Körperebene einwirkt, gehört der Körper den Verachteten nicht mehr selbst. Das ist auch in solchen Fällen der Fall, in denen sich Praxen und Gewohnheiten in Körper einschreiben (hier paßt das Wort im Sinne von Kafkas *In der Strafkolonie*). Dieser Vorgang wird jedoch unter dem Vorzeichen, hier werde symbolisch ein Unrecht überliefert, verschärft: Man kann in das, was sich gewaltförmig eingeschrieben hat, nicht mehr einwilligen, ohne ein Selbstbild irreparabel zu beschädigen.

Auch vor diesem Hintergrund (der kontingenten Form der symbolischen Auszeichnungen wie der Gewohnheit, von ihnen ablassen zu müssen) ist

märz Forschung/ Autorinnen des Vormärz (Jahrbuch 1998). Redaktion: Helga Brandes und Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis Verlag, S. 93-111, S. 94.

57 Ebd., S. 96.

Bacons Äußerung zu verstehen, die Idole des Marktes seien „am lästigsten von allen“⁵⁸. In der Privilegierung des sprachlichen Modus liegt die Absage an Bild und Imagination jenseits der Sprache; dieses ganz eigene Vorurteil belastet die sprachliche Ausdrucksform und macht sie zur *Nichtähnlichen*; daß die Probleme der Verständigung auch in der Absolutsetzung eines Teils einer Anordnung von Möglichkeiten des Ausdrucks liegen, wirkt auf die Sprache (und ihre Erscheinungsform der Schrift) ein. Die Ablehnung der Außenseiter, die sich der Sprache bedienen müssen, in der ihr Außenseiterstatus behauptet wird, verdankt sich der gewöhnlichen Form sprachlicher Differenzierung:

Die Menschen glauben, ihr Verstand gebiete den Worten; es kommt aber auch vor, daß die Worte ihre Kraft gegen den Verstand umkehren; dies machte die Philosophie und die Wissenschaften sophistisch und unfruchtbar. Die Worte aber werden größtenteils nach den Auffassungen der Menge gebildet und trennen die Dinge nach den Richtungen, die dem gewöhnlichen Verstand besonders einleuchtend sind. Wenn dann aber ein scharfsinniger Geist oder eine sorgfältigere Beobachtung diese Bestimmungen ändern will, damit sie der Natur entsprechender sind, widerstreben die Worte. Daher arten große und feierliche Disputationen gelehrter Männer oft in Streitigkeiten um Worte und Namen aus.⁵⁹

„Worte und Namen“ sind die Statthalter des Unrechts, die sich in den Weltenbewegungen zeitabhängiger Privilegierungen bestimmter Ausdrucksweisen behaupten müssen; es sind Ausdrücke der Menge. Sprachliches Nichtverstehen und sprachlich niedergelegtes Unrecht erscheinen als Folge einer falschen Differenzierungsleistung, das *I'll teach you differences* aus Shakespeares *King Lear* war ein von Wittgenstein fast zum Motto der *Philosophischen Untersuchungen* ausgewählter Ordnungsruf, der die Ordnung der Sprache als Unrechtsort sichert und weiterträgt, der durch Differenzen konstituiert wird.

Wichtig und verschlungen mit dem in den Trugbildern des Marktes ausgedrückten Zeichen von Unrecht und Vorurteil ist die Beobachtung Seyla Benhabibs, die Betonung des häuslich-persönlichen Bereichs für das ‚weibliche Individuum‘ klammere Geschlechtsbeziehungen aus dem Umfeld des

58 Bacon, Francis. Neues Organon (wie Anm. 4). S. 121.

59 Ebd.

Gerechtigkeitsbegriffs aus.⁶⁰ Als gäbe es einen rationierten Platz für die Darstellung des Unrechts, das bestimmten, fälschlich zur Gruppe homogenisierten Einzelnen widerfährt, scheint die Darstellung des Themas jüdischer Emanzipation die Darstellung weiblicher Emanzipation an den Rand zu schieben. Es ist, als hätten sich beide Ausdrucksansprüche zu neutralisieren, sobald sie gemeinsam geäußert würden; auch hier steht die sprachliche Darstellung der Gepflogenheiten des Ausschlusses im von Bacon bemerkten Bann, Differenzierungen zu sichern, wo die neue Sichtweise gerade darin bestehen würde, Differenzen, die fälschlich Unähnlichkeit nahelegen, durch das Bewußtsein einer strukturellen Ähnlichkeit des scheinbar Fremden und Anderen zu ersetzen.

Ein wunder Punkt (aus heutiger Sicht) von Lewalds Darstellung der Jenny-Figur wie der anderen Frauenfiguren ist ihr Festhalten an den Rollen, die damals noch kaum als solche gewußt wurden. Die Liebe der Frau ist das Glück des Mannes, sie ist das höchste Bild, auf das nichts kommen darf⁶¹, im Bild ihrer Reinheit sieht der Mann den Lohn seiner Entscheidung für dieses einzige, die Vorstellungen nun bestimmende Bild. Jennys Bruch mit Reinhard ist auch Bildbruch, katachrestische Umkehr einer mißlungenen Idealisierung; indem Jenny die Idealisierungen des Weiblichen ihrer Zeit fortsetzt und die Notwendigkeit der Emanzipation im Gesellschaftsschicksal, das auch die Männer umgreift, eher zu fassen vermag, privilegiert sie noch ein Unrecht gegen das andere. Das ist nicht nur ein Kritikpunkt, sondern zugleich die Benennung einer Notwendigkeit: Im gleichzeitigen Aufmerken auf die strukturell gleichen Unrechtsformen wäre die Autorin in ihrer Dar-

60 Tebben, Karin. Erfahrung und politische Intention (wie Anm. 56). S. 109.

61 Vgl. die perspektivierende Darstellung des Theologen Gustav Reinhard (wie Jennys Bruders Eduard) in: Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 40: „Und wie hoch, wie heilig ist uns das Mädchen, welches wir lieben!“ rief plötzlich Reinhard, der bis dahin schweigend zugehört hatte, als ob er aus tiefen Gedanken zu sich käme. „Wenn ein Mädchen wüßte, wie schwer und heftig der Kampf ist, den der Mann zu kämpfen hat, ehe er willig und für immer auf seine Ungebundenheit verzichtet, ehe er seine Freiheit opfert! Nur einem Wesen, das man mehr liebt als sich selbst, das man gleich einer Gottheit heilig hält, kann man so untertan werden, als die Liebe es uns dem Weibe macht [...]“ Das Opfer wird mit einem Opfer vergolten. Jenseits der Dichotomien ist die Frau ganz Rolle, ihre Brechung derselben bräche die Liebe des Mannes, wie es später, als Jenny nicht Reinhard's Frau wird, auch geschieht. Die Imaginationen verbinden sich nicht mehr mit der Realität, stützen diese nicht mehr.

stellungskapazität angegriffen, die, wie die Buchstaben auf dem Papier, ein Nacheinander verlangt. So ist der Kern ihrer Zeitkritik implizit auch Kritik an der Unmöglichkeit, das ganze Unrecht darzustellen; nicht nur logisch-lineare Plotstruktur, sondern die Tatsache des Nacheinanders des Materials in seinen räumlichen Konkretisierungen prägt den Inhalt des Dargestellten.

Wie mit der Entwicklung, daß Sinnlichkeit und Mann-Frau-Verbindung „zu Substituten oder Gehalten für religiöse Erfahrung werden konnten“⁶², diese Verbindungen eine Überlast an den Versprechen der symbolischen Ordnung tragen mußten und weltlichen Lebensentscheidungen eine Dringlichkeit gaben, die über diese Entscheidung hinausging, beschreibt Lewald zutreffend die Überhöhung des Zwischenmenschlichen zum Beweis dessen, was in einer Gesellschaft geglaubt werden kann: „Es war gerade das Bürger-tum, das die Ehe zur Liebesgemeinschaft erhob und voll Pathos die heilige, heile Familie zum Ziel individueller Glücksvorstellungen stilisierte.“⁶³ Drei Merkmale der Bezogenheiten von Staat, Gesellschaft, Imagination lassen sich ausmachen: Erstens die Unmöglichkeit, jenseits der Trugbilder des Marktes zu verhandeln, was den Markt betrifft, zweitens das Problem eines notwendigen Nacheinander in der Darstellung des Unrechts, das gleichzeitig geschieht und unterschiedliche Formen des Unrechts wie zu einem Faden aufwickelt, drittens die Schwierigkeit, aus den Vorgaben herauszutreten, die den Umgang mit Gefühlen in eine Form pressen, die als heilig auffassen will, was dem Menschen als Naturwesen eigen ist (daß dieses Naturwesen träumt und das Erhabene sehen will, zeigt die Grenzen des Naturhaften an, die in ein Selbstbild selten eingehen und „Natur“ auf kulturalisierter Stufe hauptsächlich als Ausschlußinstrument verwenden, das den zu Außenseitern Gemachten zugeschrieben wird).

Lewald besitzt die alte Sprache für neue Gedanken; die Handlungsstränge in *Jenny* werden durch das Vor-Urteil zerschnitten. Jenny will am Ende den Grafen Walter heiraten, nicht, ohne zunächst zurückstehen zu wollen, um ihn vor den Ressentiments seiner Umgebung und Standesgenossen zu schonen. Nachdem beide dem Tod nahegekommen sind, beschließen sie die Heirat, doch Walter muß sich nach einer kommunen Beleidigung („Ach, scherzen Sie nicht, ein Judenmädchen?“ rief der Baron lachend⁶⁴) vertei-

62 List, Elisabeth. *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1993. S. 180.

63 Nachwort von Ulrike Helmer in: Lewald, Fanny. *Jenny* (wie Anm. 2). S. 268.

64 Lewald, Fanny. *Jenny* (wie Anm. 2). S. 250.

gen, er stirbt an den Folgen des Duells. So ist auch das letzte Jenny mögliche Glück zerstört, sie stirbt über der Leiche des Grafen. Das Ende des Romans, der seine Motive zunächst in einer Traurigkeit enden läßt, die vom Wissen um den Fortgang des Unrechts durchdrungen ist, ist ein kämpferischer Ruf:

Da richtete Eduard sich mächtig empor: ‚Wir leben‘, sagte er mit der Begeisterung eines Sehers, ‚um eine Zeit zu erblicken, in der keine solche Opfer auf dem Altare der Vorurteile bluten! Wir wollen leben, um eine freie Zukunft, um die Emanzipation unsers Volkes zu sehen!‘⁶⁵

Religiöse Metaphorik ist der Emanzipationsrede unterlegt; sie wird gewählt, um paradoxal aus dem Bereich jener Vorurteile zu befreien, die sich dieser Rede verdanken. Wie die Vorurteile die Leben jener zerstören, die mit ihnen in Berührung kommen, prägt die Reichweite der Idolfunktion der Sprache im Bann falscher Differenzierungen auch die Rede ihrer Rettung in der kommenden Zeit: U-topos wird als A-topos sichtbar, der in den Bedingungen der sprachlichen Fehlunterscheidungen enthalten ist, die auf den politischen Raum einwirkten. Das Andere kann sich nicht ungebrochen aussprechen, es spricht, noch wo es von Rettung spricht, in der Sprache der Trugbilder.⁶⁶

Lewalds Kühnheit besteht darin, in der alten Sprache das Neue zu wagen und, auf der Handlungsebene, den deus-ex-machina-Ausweg der Heirat mit Graf Walter, die zu einem vergleichsweise glücklichen Ende geführt hätte, zu verweigern. Ihre Reise zu einer neuen Sprache endet mit dem Tod, der durch die Geltung von Vorurteilen herbeigeführt wurde. Der Tod Walters als letzte

65 Ebd., S. 253.

66 Jennys offene Konfrontation der Gesellschaft ihres künftigen Mannes Walter mit einem Klage lied der Juden (sie hatte vorher das Ressentiment gegen sie mitanhören müssen und kann nun die affirmative Kulturleistung des unterhaltenden Gesanges nicht mehr erbringen) stößt auf Ablehnung – wird von den Etablierten für Larmoyanz oder mangelnde Erziehung gehalten, Widerstand wird zu Scham umgedeutet: „Die Stimme ist vortrefflich“, bemerkte die Stiftsdame, „aber es zeugt immer von wenig Erziehung, sich und seine Gefühle so preiszugeben. Ich will gestehen, es mag unangenehm genug sein, dem jüdischen Volke anzugehören, indes ist es doch nicht unsere Schuld, daß Fräulein Meier eine Jüdin ist und sich dessen schämt, und ich begreife nicht, mit welchem Rechte sie sich in der Gesellschaft in einer Weise gehen läßt, die für meine Nerven zum Beispiel viel zu stark ist. Ich versichere Sie, sie hat mich völlig krank gemacht.“ Vgl. Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 238.

Verteidigung des Status' Jennys als Mensch (und seines eigenen) ist das Ende der Sprache, die ihre falschen Differenzierungen bis in die Praxis der Lebenswelt hinein erzwingt. Vorurteilssprache ist Todessprache. Die gewöhnliche Sprache ist, von den Ausgeschlossenen betrachtet, die Sprache der Anderen, die sich als Subjekte begreifen, indem sie fälschlich homogenisierte Gruppen zum Anderen stempeln. Hier verfangen auch religiöse Überhöhungen kaum. Das *hic Rhodus hic salta* alltäglicher Lebensvollzüge schneidet das Unrecht von seiner Aufladung durch religiös Erhabenes ab. Es erscheint nur noch als jene Gewalt, die kaum noch die Unterwerfung des Ich unter den Sozialkörper braucht. Die Zeichen, die die Emanzipation voranbrächten, können deutlich nicht aufgeschlossen werden, solange die Symbolisierungspraxen selber heteronom verfaßt sind, solange es keine etablierten Kontexte für sie gibt. Die Etablierung dieser Kontexte ist der Kampf neuer Zeichen mit den früheren, die das Unrecht aussagten. Die Katastrophe des 20. Jahrhunderts machte alle Zeichen zunichte, indem sie meinte, diese in ihren unterdrückenden Zusammenhängen gewaltsam verordnen zu können. Zeichen bedeuten das Unrecht, das sie verschweigen, weisen es auf. Die *Sprache der Anderen* läßt die Einen nicht in die Sprache ein. Sie ist Instrument heteronomer Absichten und Statussicherungen und lebt von der Inszenierung von Fremdheit. Lewald macht ersichtlich, daß die Sprache konstitutiv die Sprache der Anderen ist, die die Dichterin nicht einlassen, da sie selbst das Andere sei. Eigenes und Fremdes erweisen sich als ununterscheidbar, Differenzen als willkürliche Setzung. Der Unrechtscharakter der Sprache dauert an, die Wörter von Lewalds Sprache sind Wörter aus der Fremde der falschen Zuschreibung. Der „Sprengstoff von Aufklärung“⁶⁷ ist in ihnen enthalten, Bacon lieferte den Hinweis auf die Verfaßtheit der Sprache als aufgegangen aus falschen Differenzierungen; seiner Erkenntnistheorie fehlt es indes nicht an Stringenz; das ist selbst ein Vorwurf⁶⁸ aus der Kategorie der Idole. Die Sprache als Ort, an dem sich Religion und Sitte im Modus des Vorurteils begegnen, bleibt Marktidol. Das Phantasma des Anderen geht als Schreckbild in die akute Zeichenproduktion und -erhaltung ein, die *Sprache der Anderen* läßt das Andere nicht zu, da es das Eigene ist.

67 Adorno, Theodor W. „Wörter aus der Fremde“. *Noten zur Literatur* (wie Anm. 26). S. 221.

68 Vgl. Wolfgang Krohns Einleitung zu: Bacon, Francis. *Neues Organon* (wie Anm. 4).